

## Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,  
für das 9. Jahrbuch, das wir in diesem Jahr vorlegen, stellen wir die Frage: „Wo steht Musiktherapie im Gesundheitswesen?“ Es ist gewissermaßen eine Bestandsaufnahme geworden. Darin enthalten sind sowohl Einblicke in die Geschichte der Musiktherapie als auch Ausblicke in die Zukunft. Zudem konnten wir KollegInnen aus Österreich und aus der Schweiz als Autoren gewinnen, sodass wir ein wenig über die deutschen Grenzen hinaus schauen können.

Zunächst lesen wir ein Interview mit Frau Musiktherapia, die sich sehr gut auf ihre Anfänge besinnen kann. Wenn man sich diese Geschichtsbetrachtung der Musiktherapie durch Hans-Helmut Decker-Voigt vor Augen führt, kann man sehr genau nachvollziehen, wie sich die Bemühungen, Musiktherapie im Gesundheitswesen zu etablieren, im Laufe der Zeit konzentriert und auch zu gutem Erfolg geführt haben. Man erfährt aber auch, dass unser Berufsbild weiterhin „im Fluss“ ist, dass es Entwicklungen gibt, die noch nicht abgeschlossen sind.

Diese Reflexion führt natürlich in die Gegenwart und auch in die Ausbildungssituation im deutschsprachigen Raum, sodass der Artikel des Autorenkollektivs Thomas Stegemann, Elena Fitzthum, Tonius Timmermann, Hans Ulrich Schmidt über den „Stand staatlich anerkannter musiktherapeutischer Ausbildungen im deutschsprachigen Raum mit Blick auf europäische Entwicklungen“ sich anschließen kann. In dieser Arbeit werden die zwölf derzeit existierenden staatlichen Studiengänge untersucht und tabellarisch miteinander verglichen.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich für das genannte Autorenkollektiv die „Notwendigkeit von vergleichbaren Basisstrukturen und Basisinhalten musiktherapeutischer Ausbildungen“, ein Artikel, der als Modellentwurf verstanden sein möchte und Empfehlungen für zukünftige hochschulübergreifende einheitliche Curriculargestaltungen beinhaltet.

Zur Vervollständigung der deutschen musiktherapeutischen Aus- bzw. Weiterbildungsmöglichkeiten untersucht Dorothea Dülberg in ihrem anschließenden Beitrag die privatrechtlichen, berufsbegleitenden Weiterbildungen für Musiktherapie. Dabei geht sie von den Inhalten und Formaten dieser Ausbildungen aus, wie sie im Studienführer 2012 der DMtG vorgestellt werden. Sie stellt fest, dass es viele in sozialen Arbeitsfeldern tätige weiterbildungsmotivierte KandidatInnen, gibt, die die Angebote zahlreicher privatrechtlicher musiktherapeutischer Ausbildungsanstalten berufsbegleitend nutzen. Dülberg versteht ihren Artikel als ein Plädoyer für den Fortbestand einer differenzierten Vielfalt von Ausbildungswegen.

In einem weiteren Artikel wird der Blick nach Osten, nach Bulgarien, gerichtet. Heidi Fausch reflektiert in ihrem Aufsatz „Musiktherapie in Bulgarien und in andern postsowjetischen Ländern der EU“ die Entwicklung von Musiktherapie in den Ländern der EU-Osterweiterung, speziell in Bulgarien. Sie beschreibt wie

mühevoll es ist, den Beruf Musiktherapeut/Musiktherapeutin in diesem Staat (oder auch in den anderen genannten Staaten) zu etablieren. Das sind Mühen, die die älteren von uns vermutlich noch sehr gut in Erinnerung haben aus den Anfängen der Musiktherapie hier bei uns.

Die weiteren Artikel befassen sich mit speziellen musiktherapeutischen Themen.

Zunächst ist der Beitrag von Gabriela Scherrer Vollenweider anzuführen. Die Autorin stellt die Frage: „Welchen Stellenwert hat die Supervision heute...“? Sie stellt fest, dass die Supervision ein Ort der Reflexion und Qualitätssicherung ist. Grundlage für ihre Untersuchung sind zwei Forschungsarbeiten, zum einen eine Alumni-Studie von Elisabeth Keller-Hartmann, zum anderen eine Arbeit zu musiktherapeutischen Methoden in der Praxeologie der Supervision im Berufsfeld der klinischen Musiktherapie, die von der Autorin selbst erstellt wurde.

Waltraut Barnowski-Geiser befasst sich in ihrem Artikel mit Musiktherapie in Schulen. Sie plädiert für einen neuen Denkansatz und fragt: „Wie kann musiktherapeutische Arbeit in Schulen im Spannungsfeld von Pädagogik, Sozialer Arbeit und Medizin gelingen?“ Dieses neue Denken „könnte u. a. eine Annäherung der Bereiche Schule und Gesundheit zur Folge haben“, wobei Musiktherapie als Brücke zwischen den beiden Bereichen fungieren könnte.

In ihrem Beitrag „Zwischen symptomzentriertem Arbeiten und dem Anspruch tiefenpsychologisch orientierter psychotherapeutischer Behandlung...“ setzt sich Dorothee von Moreau mit den Möglichkeiten und Grenzen der Musiktherapie in der Psychiatrie auseinander. Ausgehend von der derzeitigen Realität einer psychiatrischen Institution, einem Gesundheitssystem, „welches zwischen Leitlinien und Kosteneinsparung dem Ethos einer optimalen, individuellen Behandlung verpflichtet bleiben will“, lotet sie die der Musiktherapie innewohnenden spezifischen Möglichkeiten aus, zu tiefenpsychologisch orientiertem psychotherapeutischen Arbeiten zu gelangen.

Die folgenden beiden Artikel verweisen auf die Möglichkeit, über die Anbindung an das Gesundheitswesen hinaus musiktherapeutisch zu arbeiten.

Frank Grootaers bezeichnet in seinem Beitrag „Im Garten der Möglichkeiten“ „Musiktherapie als Kultivierungsprozess“. Er beschreibt sehr detailliert – Schritt für Schritt – die morphologische musiktherapeutische Methode, so, wie er sie für seine Tätigkeit in freier Praxis spezialisiert hat. Dabei verzichtet er z.B. auf medizinische Diagnostik und auch auf Bezahlung aus Krankenkassen etc. „Wenn man Musiktherapie nicht mehr als Therapie versteht, sondern als Kultivierung von Erfahrungsmodi,“ schreibt er, „gilt es sich zu lösen von theoretischen, institutionellen und konzeptionellen Denkgerüsten, die eine solche angestrebte Kultivierung ver- oder behindern.“

Rosemarie Töpker sieht in der ausschließlichen Einbindung von Musiktherapie in das Gesundheitssystem eine Einengung. In ihrem Beitrag „Musiktherapie als Teil des Musiklebens“ warnt sie davor, „auf dem mühevollen Weg in die Versorgungsleistungen des Gesundheitssystems das eigene Wesen, die Andersartigkeit und Eigenheit zu verlieren...“ Sie plädiert dafür, „...dass Musiktherapie *auch* ein

Teil unseres Musiklebens ist und dass die Pflege *dieser* Heimat und Zugehörigkeit möglicherweise dazu beitragen kann, dem Ausverkauf des Wesens der künstlerischen Therapien an die Zwänge des Gesundheitswesens und die Enge des wissenschaftlichen Paradigmas der Medizin die Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit kulturellen Lebens entgegen zu setzen.“ Diese Beweglichkeit und Vielfalt gehört zum Wesen von Kunst und Kultur. Und ein Recht auf Kultur „wird dort, wo die Inanspruchnahme erschwert ist, z.B. durch Alter, sozialen Stand oder Krankheit als Menschenrecht eingefordert und seine Erfüllung sagt maßgeblich etwas über Qualität und Grad einer als human zu bezeichnenden Gesellschaft aus.“

Eine Besprechung des Buches: „Dorothee von Moreau (Hg.): Musiktherapie in der präventiven Arbeit“ durch Oliver Schöndube bildet den Abschluss dieser Sammlung.

Hanna Schirmer, September 2013

